langsmaterial wählte er echte Wasserpflanzen, die, wie bereits an verschiedenen Stellen betont, durch hohen Fettgehalt ausgezeichnet sind. Er sammelte eine besondere Algenart und sandte sie Herrn Geh. Rat Engler mit der Bitte, daraus durch Destillation unter den gleichen Bedingungen wie vorhin angegeben, Petroleum herzustellen. Die ausgeführte Destillation ergab tatsächlich in der Hauptsache Petroleumöle. Damit war auch die pflanzliche Herkunft des Petroleums erwiesen. Dementsprechend ist die allgemein vorherrschende Ansicht die, daß sowohl Tiere als auch Pflanzen, und unter diesen in hervorragender Weise die Oelalgen, das Ausgangsmaterial für die Petroleumbildung lieferten. Was den Unterschied der verschiedenen Petroleumsarten hinsichtlich ihres Gehaltes an Naphthenen oder Paraffinen betrifft, so sind für deren Bildung nur die natürlichen Umwandlungsprozesse, verschiedene Temperatur- und Druckverhältnisse, verantwortlich zu machen.

2a. Humuskohlen: Für die Bildung der Humuskohlen kamen, wie wir gesehen haben, vorwiegend Landpflanzen in Betracht. In der Hauptsache waren es mächtige Bäume, wie der Schuppen- und Siegelbaum, dann riesige Schachthalme und Farnkräuter, sowie verschiedene Schlinggewächse, die auf feuchtem Grunde am Rande von kleineren oder größeren Landseen trefflich gediehen. Starben diese Pflanzen ab oder stürzten die Baumriesen um, so waren sie alsbald von Wasser und Schlamm bedeckt und von Schlinggewächsen überwuchert; da der Luftsauerstoff durch das stagnierende Wasser abgesperrt war, wurde das Material nach und nach zu Torf, worauf dann die Inkohlung einsetzte. Für die Bildung der Humuskohlen hätten wir demnach folgende Entwicklungsstadien zu unterscheiden: 1. Organisches Material (Pflanzen und Hölzer), 2. Streu (nach Absterben der Pflanzen und Hölzer), 3. Torf, 4. Braunkohle, 5. Schwarz- oder Steinkohle und als Endstadium schließlich 6. Anthrazit.

3a. Fossile Liptobiolithe: Diese kommen verhältnismäßig nur in geringen Mengen vor. Erwähnt sei nur der Bernstein, das erhärtete Harz von heute ausgestorbenen Nadelbäumen (Bernsteinbäume), der Kopal und der Pyropissit, auch wohl Schwelwachs oder weiße Kohle genannt.

Zusammenfassung: Die Steinkohle stellt also ein Gemenge von Kohlenwasserstoff-Verbindungen dar, die aus den Abbauprodukten lebender Organismen, d. h. Pflanzen und Tieren entstanden ist, welche einem bestimmten, durch die jeweiligen Verhältnisse gegebenen Zersetzungsprozesse unterlagen. Das Ausgangsmaterial machte im Laufe der Zeit eine Reihe von Veränderungen durch, die im Sinne einer chemischen Oxydation zu Verbindungen führte, die immer mehr Kohlenstoff und weniger Sauerstoff enthielten, wie dies in der Reihenfolge Torf bis Steinkohle deutlich ausgeprägt ist. Wenn nun im allgemeinen mit zunehmendem Alter eine Anreicherung von Kohlenstoff in der Kohle festgestellt werden kann, so ist es doch nicht ohne weiteres zulässig, in allen Fällen auch der chemischen Beschaffenheit einer Kohle einen sicheren Rückschluß auf das Alter der betreffenden Formation zu ziehen. Es kann vielmehr vorkommen, daß Kohlen gleichen Alters je nach den Lagerungsbedingungen ganz verschiedenen Verkohlungsgrad aufweisen, so daß beispielsweise Flöze, von denen man gleichzeitige Entstehung annehmen muß, einmal braunkohlenartige, ein andermal steinkohlenartige, bisweilen sogar anthrazitische Beschaffenheit aufweisen. So zeigt die russische Kohle, die ohne Zweifel dem Karbon angehört, typischen Braunkohlencharakter, während die oberbayerische Pechkohle, deren Entstehung in die Tertiärperiode fällt, äußerlich in allen Stücken der Steinkohle gleicht, während sie ihrem chemischen Verhalten nach der Braunkohle zuzurechnen ist. Die äußeren Umstände, welche derartige Unterschiede bedingen, sind hohe Druck- und Schubkräfte, wie sie bei der Gebirgsbildung auftreten.

Werfen wir deswegen noch einen kurzen Blick auf die geologischen Bedingungen der Kohlenbildung, so können wir kurz sagen, daß zwischen Gebirgsfaltungen und Kohlenbildung enge Beziehungen bestehen. So waren das Karbon und Tertiär Zeiten hervorragender Gebirgsbildung, wodurch große Täler und weite Senkungsgebiete geschaffen wurden, welche für die reichliche Moorbildung während dieser beiden Perioden günstige Oertlichkeiten bildeten. Deshalb finden wir auch die Kohlenstätten Mitteleuropas im wesentlichen am äußeren Saume eines gewaltigen Gebirgszuges, des sogen. variskischen Gebirges. Das Tiefland am Rande dieses Gebirges bot sich von selbst gewissermaßen als Sammelbecken für das bei den vulkanischen Ausbrüchen herausgeworfene weitgehend zersetzte Gesteinsmaterial dar. Damit war sofort ein günstiger Nährboden für reiche Vegetation geschaffen, weil der Mineralschutt in großen Mengen die für den Pflanzenwuchs erforderlichen Stoffe, wie Kalk, Kali und Phosphorstoffe in ausnutzbarer Form enthielt. Hierzu können noch besonders günstige klimatische Verhältnisse, wie reichliche Niederschläge in der Nähe des Meeres gekommen sein, so daß alle Vorbedingungen für Flachmoore gegeben waren. Geröll und Schlammschichten, durch Bäche vom Gebirge mitgeführt oder Uebergreifen des Meeres verursacht, können die Moore gelegentlich überdeckt und als Grundlage für neue Moorbildung gedient haben. So ergeben sich, wenn man bedenkt, daß diese geologischen Erscheinungen sich ständig wiederholen, eine Reihe von Ursachen, die ohne weiteres eine Anhäufung und Fossilierung von Pflanzenmaterial in großem Umfange und damit die vielen Schichtenbildungen in Kohlenlagern, wo Kohle mit Gestein abwechselt, erklären. Tatsächlich treffen wir in vielen Kohlenbecken Erruptivmassen an, und zwar oft sehr bedeutende, die entweder schon während der Ablagerung der flözführenden Schichten oder bald darauf hervorgebrochen sind. Auf der Grube St. Ingbert überlagert eine 5 Meter mächtige Melaphyr-Diasporphyritschicht das Flöz 7 der Rothellgruppe, so daß die Kohle an der Berührungsfläche mit diesem Erruptivgestein in eine koksähnliche Masse umgewandelt ist.

Als Hauptbildungsstätten kommen die Moore in Betracht. Diese können entweder an den Küsten des Meeres oder innerhalb der Gebirgsfaltungen entstanden sein. Demnach unterscheidet man paralische oder küstennahe und limnische oder küstenferne Bildungen bezw. Kohlenbecken. Jene sind ausgezeichnet durch große räumliche Ausdehnung, große Gesamtmächtigkeit sowie die große Anzahl und regelmäßige Ausbildung ihrer Flöze, wogegen diese zwar ebenfalls oft große Mächtigkeit, meist aber weniger zahlreiche, und vor allen Dingen sehr unregelmäßig entwickelte Flöze zeigen. Die paralischen Becken enthalten Ablagerungen von Meerestiefen, die limnischen nur Land- oder Süßwassertiere. Daß eine bestimmte Einordnung in diese oder die andere Kategorie nicht in allen Fällen möglich ist, zeigt das Beispiel unseres Saarbeckens, das nach Gesamtmächtigkeit, Zahl und Regelmäßigkeit seiner Flöze durchaus dem paralischen Typus folgt, jedoch durch das gänzliche Fehlen jedweder mariner Einlagerungen sich zum limnischen Typus bekennt.

(Schluß folgt.)

Werbt
für die
Heimatblätter

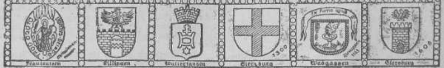
Schriftleitung: Dr. A. Mailänder u. W. Rosenkranz.
Druck: Saar-Zeitung, A.-G., Saarlouis.

2. Jahrgang | 1. Mai 1926. | Nummer 2

Heimat-Blätter von der Saar

für den Kreis Saarlouis und angrenzende Gebiete

Herausgegeben vom Verein für Heimatkunde



Maientag.

Rudolf Just.

Kirschbäume steh'n am Sonnenhang
In weißem Kleid wie junge Bräute.
Aus Wölkchen quirlet Lerchensang,
Mir ist, als sei es Sonntag heute.

Die Bienen summen im Geblend
Von wonnig weißem Blütgerinne.
Das lichtdurchwirkte Firmament
Umarmt die Welt in heißer Minne

Am Waldrand girrt der Liebesruf
Des Taubers durch die hohen Tannen;
Im Dorfe klingen Glock' und Huf
Von blankgeschirrten Brautgespannen.

Und Buben jauchzen hinterher,
Und schütteln Käfer von den Bäumen. —
Gesellen, deren Ränzel leer,
Sie liegen in dem Gras und träumen.

Wohl ist manch Herz vergrämt und krank.
Doch wer will heut' den Grillen folgen!
Ich streck' mich auf die Birkenbank
Und treibe mit den weißen Wolken.

Der Kuckuk ist wieder da!

Von Rudolf Just, Fraulautern.

„Modder, m'r hann dä Gugug g'hert, dä Gugug!" Mit diesem Ausruf stürmen die Kinder ins Haus; und da ihnen weder aus der kleinen dämmerigen Stube noch aus der steinbelegten Küche eine Antwort wird, so jagen sie durch den Garten: „Modder, dä Gugug es nüs do!" Die Bäurin strafft ihre knochige Gestalt auf und läßt das Setzholz am Rock heruntergleiten: „Es et woer, hat er schonn g'ruf?" Und nun reden alle drei durcheinander und erzählen ihr herrliches Erlebnis: Sieben mal hat er gerufen; dann haben sie sich durch das alte dünne Laub zwischen den schlanken Stämmen in des Vogels Nähe geschlichen, ganz leise, leise. Aber der „Matz" ist zu schnell gegangen, sonst hätten sie den Rufer auch sicher gesehen, so aber hat sie der schlaue Vogel vom jungen Eichenschlage aus hämisch ausgelacht.... Wie einen Talisman halten die wackeren Buben ihre „Guguksblumen" und „Herrgottsschühchen" stolz und ehrfürchtig in den schmutzigen Händen; denn „da hat der Kuckuk darüber hinweg gerufen". Nur zähe und widerstrebend geben sie dem kleinen Schwesterchen einige ab. „Vill Geld kommt datt Johr en mei Schbarkass', Modder; eich hann Geld em Sack g'haat, als eich en g'hert hann, on drei mol hann eich droff geglobbt", berichtet Matz, und hoffnungsselig strahlt sein Gesicht; denn er denkt schon an seine bald beginnende Tätigkeit als Kegeljunge, und der Kuckuk hat ihm ja eine gute Prophezeiung mitgegeben.

So ist der Kuckuk einer der interessantesten und beliebtesten Bürger des deutschen Waldes, nicht nur für die Kinder, sondern auch für die Erwachsenen. Die übermütige Wandergesellschaft verhält den Schritt, und lauschend drehen sich die freudegeröteten Gesichter nach der Ferne, aus der das erste „Kuckuck" erschallt. Eine ganz eigenartige Stimmung schwingt auch durch den Ruf des Vogels, wenn er im hohen Buchenschlage erklingt. Hallt es nicht zwischen den leuchtenden, glatten Stämmen hindurch wie der Schall einer Stimme um die Säulenbündel und Gewölbe eines menschenleeren gotischen Domes? Und wenn gar in der Sonntagsfrühe der Maienwald des Berghanges in feurigrotem Sonnenbrande steht und der Kuckucksruf in gleichmäßigem Takte stark und voll die Stille zerbricht, dann liegt das geheimnisvolle Quellen und Schaffen des Frühlingswaldes in des schenen Vogels Laut. Wir können verstehen, daß gerade der Kuckuck zum Herold des Lenzes, zum Verkünder neuen Lebensstromes geworden ist. Das Volkslied vom Jägersmann und

Kuckuck faßt ihn geradezu als das Symbol des sich alljährlich erneuernden Lebens auf:

„. . . . Der Jäger schoß den Kuckuck tot.
Doch als ein Jahr vergangen war,
Da war der Kuckuck wieder da.“

Dem Volksbewußtsein ist das Gleichzeitige der Lebenswendung im Lenze mit dem ersten Erscheinen des Kuckucks so stark als feste Einheit eingefügt, daß der Volksmund die Geburt eines Menschen nicht selten durch die Redewendung bezeichnet „der Kuckuck hat geschrien“.

Der Kuckuck ist ein sehr scheuer Vogel. Man bekommt ihn selten zu Gesicht. Er ist ungefähr von der Größe einer Taube, hat aber in Körperform und Gefieder große Aehnlichkeit mit einem Sperber. So ist es auch zu verstehen, daß man im Volke vielfach annimmt, er verwandele sich im Herbste in einen Raubvogel, werde aber im Frühjahr wieder zum Kuckuck. Ueberhaupt hat man dem Vogel allerhand geheime Kräfte und Künste zugeeignet: Im heidnischen Germanenglauben besaß er die Gabe der Weissagung und Prophezeiung; der Ausdruck „Das weiß der Kuckuck“, ist eine häufig gebrauchte Redensart. In Märchenwelt und Kinderglaube besitzt er die erwähnte Gabe heute noch. Er vermag die Lebensdauer des Menschen anzugeben. Deshalb rufen die Buben ihm zu:

„Kuckucksknecht, sag' mir recht
Wie lang' ich noch leben soll!
Belüg' mich nicht, betrüg' mich nicht,
Sonst bist du der rechte Kuckuck nicht!“

In dem neckischen Volksliede von dem erbosten Schäfermädchen, das vom Kuckuck genarrt wird, ist dieses Motiv prächtig ausgesponnen. — Der erste Kuckucksruf ist von besonderer Bedeutung. Er verbürgt nämlich die Sicherheit, daß man während des ganzen Jahres „Geld in der Tasche“ hat, insofern man beim ersten Rufe eine Münze bei sich trägt und dreimal dagegen klopft. Ich habe als kleiner Junge felsenfest daran geglaubt und versäumte nicht, mir in den letzten Apriltagen stets einen „Nickel“ in den „Brustlappen“ zu stecken.

Da der Kuckuck in Gesang sowohl als auch in der Lebensweise ein eigenartiger Geselle ist und sich der menschlichen Beobachtung scheu entzieht, so haftet dem Vogel in der Vorstellung des Volkes noch etwas Dunkles, Zauberhaftes, Dämonisches an: Man glaubte in früher in Beziehung zu lichtscheuen, menschenfeindlichen Mächten, so daß man heute noch die Verwünschungen: „Hol' dich der Teufel! Hol' dich der Kuckuck!“ nebeneinanderstellt. — Auch in Kraftausdrücken spielt der Kuckuck eine Rolle: „Zum Kuckuck noch einmal!“ hört man nicht selten erzürnte Menschen ausrufen. In der Kriegsnovelle „Eine Sommernacht“ läßt Detlev von Liliencron den Sergeanten Czictzan, jene prächtige, erzhafte Soldatengestalt, die Worte hervorstoßen: „Zum Kuckuck, wo kommen die Schüsse her!“ —

Sehr eigenartig ist an dem Vogel, daß er kein eigenes Nest baut. Er ist ein sogenannter Brutschmarotzer. Das heißt, er legt im Frühjahr bis zu 20 Eier einzeln in die Nester anderer Vögel und kümmert sich um die Aufzucht seiner Nachkommenschaft keinen Deut. Man glaubt vielfach, er verstehe die Kunst, seine Eier denen der fremden Vögel entsprechend zu färben und sie auch in der Größe ihnen anzupassen. Die Kuckuckseier sind auffallend klein, so daß sie sich in der Tat von den Eiern kleiner Singvogelarten, denen das Kuckucksweibchen die seinen anvertraut, nicht allzu sehr unterscheiden. Interessant ist die Tatsache, daß der Kuckuck manchmal das Ei auf den Erdboden legt, es dann in das weitgespaltene Maul nimmt und in ein Nest (z. B. im Baumspalte) hineinträgt, in das er seinen großen Körper nicht hineinzwängen konnte. So kommt es aber auch zuweilen vor, daß der junge Kuckuck die Baumhöhle später nicht verlassen kann und im Herbste, wenn die Pflegeeltern fortziehen, elend verhungern muß im für ihn türelosen Haus. Daß der junge Kuckuck sich gegen seine vermeintlichen Geschwister recht ungebührlich benimmt und ihnen gegenüber das Recht des Stärkeren geltend macht, ist durchaus bekannt. Auf dem Brutverzicht des Kuckucks beruht der volkstümliche Ausdruck: „Einem ein Ei ins Nest legen“, der sehr vieldeutig angewandt wird. Einen Menschen, der seine vitalsten Pflichten der Familie gegenüber vernachlässigt, bezeichnet man als „faulen Gauch“ — (Gauch = Kuckuck) — oder als „Gutzgauch“ — (das Volkslied nennt den Kuckuck häufig „Gutzgauch“ z. B. in dem Liedchen „Der Gutzgauch auf dem Zaune saß.“) — Mit dem Namen „fauler Gauch“ belegt der Volksmund auch einen undankbaren Sohn, der gleich dem Kuckuck, sobald er flügge geworden ist, Nest und Eltern auf Nimmerwiedersehen verläßt. In ländlichen Gegenden kann man häufig hören, daß die Mutter, während sie den faulen und anmaßenden 12- oder 13jährigen Buben durchprügelt, das rhythmische Erziehungswerk“ mit dem Texte ausschmückt: „Eich zieh'n mir kään Gutzgauch groß!“

In meiner Heimat sagt man von einem Menschen, der in allzu großem Selbstbewußtsein für Extravaganzen schwärmt und deshalb dem Volke als eingebildet und überspannt vorkommt: „Der hat ä Guguck em Kopp.“ Wahrscheinlich beruht dieser Ausspruch auf dem Umstande, daß der Kuckuck ein Sonderling ist und sich in übertriebener Scheu, worin das Volk vielleicht etwas wie Einbildung wittert, den Blicken der Menschen entzieht. — Das Pfändungszeichen des Gerichtsvollziehers führt fast überall den Spitznamen „Guguck“, und bei sich streitenden Dorffrauen kann man recht oft die boshafte Bemerkung hören: „Dir säuft dä Guguck noch dä Geiß leer.“

So erfreuen wir uns an den schlagkräftigen Redewendungen und treffenden Bildern, mit denen das Volk in urwüchsiger Weise seine Sprache schmückt und die eine sinnige Naturbetrachtung und gemütvolle Beobachtung der Natur in ihrer Eigenart und Laune verraten. Noch mehr aber freuen wir uns, daß der Frühlingsherold wieder ruft und die letzte Erinnerung an die blutleere Oede und Starre des Winters aus unsern Herzen scheucht.

„Kuckuck, Kuckuck, trefflicher Held!
Was du gesungen, ist dir gelungen:
Winter, Winter räumet das Feld.“

Aus der Franzosenzeit im Haustadttal.

Von Hermann Jos. Prümm.

(Schluß.)

Von natürlichem, instinktivem Rechtsgefühl getrieben, gab sich Goergen mit der Entscheidung, die ihm zuteil wurde, begreiflicherweise nicht zufrieden. Am 28. Februar 1813 wiederholte er den Schritt an den Souspräfekten des Departements Thionville, indem er wiederum Beschwerde dagegen erhob, daß man ihm alle Gemeindelasten in reichem Maße auflade, ohne ihm die Kommunalrechte zu Honzrath einzuräumen, daß man ihn sogar bei den letzten Requisitonen von Futter und Hafer gründlich in Anspruch genommen habe. Angesichts dieser Sachlage bittet er erneut den Souspräfekten, den Maire von Honzrath zu beordern, dem Wildscheiderhof endlich sein Recht einzuräumen. Unterpräfekt Nalli hatte inzwischen seinen Sitz nach Sarrelouis verlegt, von wo er nun das Gesuch wieder den berüchtigten Instanzenweg, zurück nach Honzrath, zwecks Begutachtung durch den Gemeinderat, schreiten läßt. Der Gemeinderat verficht nun wieder aufs schärfste seinen früheren Standpunkt und sucht vor allem den Beweis zu führen, daß auch die von dem Wildscheiderhof getragenen Requisitionslasten ihm keine Gemeinderechte einbringen können. Der Beschluß ist wieder von dem bereits charakterisierten Nationalzwitter in seinem mangelhaften Französischen abgefaßt und lautet:

„Die Gemeinderatsmitglieder der Kommune Honzrath haben die Ehre, durch den Maire einberufen, nach einmütigem Beschluß unter Vorsitz des Bürgermeisters, auf das Gesuch hin dem Herrn Souspräfekten folgendes zu erwidern:

Wir können also sagen, wo die Kohlenhydrate überwiegen, entsteht Humus; wo Fette und Eiweißstoffe überwiegen, entsteht Sapropel; wo Wachse und Harze, die der Verwesung Widerstand leisten, vorhanden sind, entsteht ein Liptobiolith.

Wo haben wir nun die Bildungs- und Lagerstätten von Kaustobiolithen zu suchen? Zur Beantwortung dieser Frage wollen wir die Vorgänge betrachten, welche die Ausgangsstoffe an die Orte gebracht haben, wo wir heute die fossilen Brennstoffe finden. Da hätten wir zu unterscheiden von autochthoner, d. h. bodeneigner Bildung, indem die Organismen an Ort und Stelle, wo sie wuchsen, den eben beschriebenen Prozessen unterlagen, und allochthoner, d. h. bodenfremder Bildung, indem die Organismen auf irgend eine Weise an den jetzigen Fundort der Kaustobiolithe transportiert wurden.

Wenden wir uns nun den einzelnen Gliedern der Kaustobiolithe zu und fragen wir uns, wo und unter welchen Bedingungen sie entstanden sind:

1. Sapropelithe: Die Bildungs- und Lagerstätten für Sapropelite sind ruhigere Wasserstellen, die infolge der ständigen Bildung und Anhäufung von Faulschlamm in echte Sümpfe umgewandelt werden. Echte Sümpfe sind mit tiefem Schlamm erfüllte Stellen, die unbegehbar sind im Gegensatz zu den dauernd nassen und mit einer Sumpfvegetation bedeckten Geländen, die einen begehbaren Untergrund haben. Für die Sapropel- oder Faulschlammbildung bilden küstennahe Stellen einen besonders günstigen Boden. Als Ursprungsstoffe für diese Sümpfe kommen in erster Linie Wasserorganismen in Betracht. Unter diesen spielen mikroskopische Lebewesen, und zwar hauptsächlich die Schwebeorganismen, gewöhnlich Plankton genannt, die größte Rolle. Diese Plankton-Lebewesen sinken nach dem Absterben zu Boden und erzeugen hier bei unvollständiger Zersetzung den Faulschlamm. Die Anhäufung von Faulschlamm kann unter Umständen eine Mächtigkeit von mehreren Metern erreichen und zur Verlandung eines Gewässers führen. Hat nun ein Gewässer, in dem Faulschlamm zur Ablagerung gelangt, einen Zugang von nichtorganischem Material, wie Staub, Sand oder Löß durch den Wind, oder Ton, Kalk und Kieselsäure, durch Bäche und Flüsse, so entsteht ein gemischter Schlamm aus Sapropel und diesen anorganischen Stoffen, die wir als Sapropelkalke, Diatomeenpelithe oder Kieselguren und Sapropeltone kennen.

2. Humusgesteine: Unter Humus versteht man allgemein eine braune bis schwarze Masse, die infolge unvollständiger Zersetzung abgestorbener Landpflanzen entstanden ist. Zu den Landpflanzen gehören auch die Sumpfpflanzen, d. h. solche, die mit ihrem Fuße im Wasser oder im nassen Boden stehen. Die Humusbildungsstätten sind ständig nasse Stellen, wo infolge der Unbeweglichkeit des stagnierenden Wassers eine Sauerstoff-Zuführung für eine vollständige Verwesung verhindert ist. Die absterbenden Pflanzen bilden mächtige Humuslager, die vom Wasser durchtränkt sind, welche wir als Moore bezeichnen (Moortorf). Da die den Humus bildende Landpflanzen von den Organismen, welche die Sapropelbildung bedingen, verschieden sind und im wesentlichen aus Kohlehydraten bestehen, so sind auch die Zersetzungsprodukte, d. h. die entstehenden Kaustobiolithe grundverschieden. Aus dem Humus entsteht eben die Humus-Braunkohle und Humus-Steinkohle, die schon durch ihren weit geringeren Gasgehalt von den Sapropelithen abweichen. Weiterhin sind Humusgesteine gegenüber den Sapropeliten stets leichter mechanisch angreifbar. Dazwischen gibt es auch Uebergangsstufen, indem sich zur Zeit großer Ueberschwemmungen in dem Torfgebiet Sapropel ablagert, welche verschiedenen Ursprungsstoffe der entstehende Kaustobiolith, die sogen. Streifenkohle, deutlich erkennen läßt. Die Glanzkohlenstreifen entsprechen dem Torf und die Mattkohlenstreifen dem Sapropel.

3. Liptobiolithe: Zur Bildung von Liptobiolithen kommen vornehmlich Organismen in Betracht, die stark harz- oder wachshaltig sind. Neben einigen weniger bekannten Pflanzenarten spielen die Sporen und Pollen eine überwiegende Rolle. In den Sporen und Pollen der Erle, Haselnuß, Birke, Fichte, Kiefer u. a. treten die Kohlehydrate stark zurück gegenüber dem Wachs- und Fettgehalt. Was die Vorstellung einer hinreichenden Menge dieses Materials zur Bildung von Kaustobiolithen angeht, so sei nur auf die häufige Erscheinung von Polen- bezw. Sporenregen hingewiesen. Unter diesem Gesichtspuntt, daß eine hinreichend große Produktion von Pollen und Sporen möglich ist, die durch die chemische Beschaffenheit ihrer Membranen der Zersetzung ganz außergewöhnlich zu widerstehen vermögen, ist es durchaus leicht begreiflich, daß sich gelegentlich ganze Lager von Sporen und Pollen anhäufen können und so zur Bildung eines besonders charakteristischen Kaustobioliths führen.

1a. Fossile Sapropelithe: Im Laufe der Zeit, namentlich nach seiner Bedeckung, wird der Faulschlamm festgallertig und durch den ständig sich steigernden Druck der auflagernden Sedimentschichten schließlich zum festen Gestein. Bei dem außerordentlich verbreiteten Vorkommen der Sapropelithe müssen bei den Erdkrustenbewegungen, welche die Gebirgsbildung und die damit verbundenen weitgehenden Landsenkungen im Gefolge hatte, immer wieder Sapropellager in größere Tiefe geraten sein, wo eine höhere Temperatur herrschte. Diese in Verbindung mit dem dort herrschenden höheren Druck wird vielfach die Sapropelithe soweit gebracht haben, daß es zu einer Druckdestillation kam. Die Folge davon war die Entstehung eines flüssigen Kohlenwasserstoffgemenges als Destillationsprodukt, das wir Petroleum nennen; somit würde Petroleum ein abgeleiteter Sapropelith sein. Bei näherer Betrachtung der Sapropelithe sehen wir, daß sie ein mattes oder schwach fettglänzendes Aussehen haben. Wir bezeichnen sie deshalb als Mattkohlen, im Gegensatz zu den aus Landpflanzen hervorgegangenen Kohlen, die gewöhnlich stark glänzend sind und Glanzkohlen genannt werden. Die Braunkohlen und andere jüngere Humusgesteine sind noch nicht glänzend; sie werden es erst im Laufe weiterer Fossilisation bezw. durch Einwirkung von höherer Temperatur und stärkerem Druck. Eine Kohle, die deutlich zeigt, daß Sapropel und Humus in mehrfacher Schichtung der Inkohlung anheimfallen können und so zu einem besonders gearteten Brennstoff führen, ist die eben erwähnte Streifenkohle aus dem Karbon, in der die matten Streifen fossiler Faulschlamm, die Glanzstreifen fossiler Moortorf sind. Eine solche Kohle findet sich auf der Grube St. Ingbert. Sie ist entsprechend ihrem hohen Sapropelgehalt sehr gas- und wasserstoffreich, während die Koksausbeute relativ gering ist. Ist die Mengung von Humus und Sapropel sehr innig, so ist an dem entstandenen Kaustobiolith eine Unterscheidung der Urmaterialien mit bloßem Auge nicht mehr möglich wie bei der Streifenkohle. Als Typus einer solchen Kohle haben wir die Pseudo-Cannelkohle. Schon der Name Pseudo-Cannelkohle deutet darauf hin, daß die Kohle äußerlich zwar der Cannelkohle ähnlich ist, jedoch gewisse Eigentümlichkeiten aufweist, die eine Trennung von der echten englischen Cannelkohle verlangen.

Ehe wir zu den Humuskohlen übergehen, wollen wir noch einen Augenblick bei dem aus den Sapropelithen durch Druckdestillation entstandenen Petroleum verweilen. Ebenso wie über den Ursprung der Kohle war auch über die Entstehung des Petroleums die Ansicht der Autoren in zwei Lager geteilt: Hier Pflanzenreich und dort Tierreich. Ehe wir uns der einen oder anderen Ansicht anschließen, prüfen wir erst das bisher Bekannte. Für die tierische Herkunft des Petroleums sprechen ohne Zweifel die Untersuchungen des kürzlich verstorbenen Geh. Hofrats Karl Engler, Karlsruhe, dem es 1889 gelungen ist, durch Destillation bei einer Temperatur von 350 Grad Celsius und einem Druck von 15 bis 20 Atm. aus tierischen Fetten Petroleum zu erzeugen. Im Jahre 1904 suchte dann Potonie den Nachweis pflanzlicher Abstammung des Petroleums zu erbringen. Als Aus-

Die Entstehung der Kohle.

Von Dr. Strauch, Beckingen.

Geologischer Teil.

Um uns pulst das werktätige Leben. Riesige Schornsteine senden ihre grauen Rauchschwaden zum Himmel, und die Hütte dröhnt ihr gewaltiges Lied. Schwere Dampfhämmer pochen auf mächtige Eichenblöcke, glühende Eisenschlangen zischen ätzend durch die schweren Walzen, die Lokomotive rast fauchend über den Schienenstrang. Und was ist allen Lebensnerv? Die Kohle, der schwarze Diamant im Schoße der Erde.

Welchen Umständen verdanken wir das Zustandekommen dieses Gesteins, welche Stoffe haben wir als die Grundsubstanzen der Kohle anzunehmen? Die Beantwortung dieser Fragen, die Erforschung der Kohlenbildung ist eines der schwierigsten Kapitel der Geologie und Chemie; nur durch jahrzehntelanges Zusammenarbeiten dieser beiden Wissenschaften konnte der heutige Stand unserer Erkenntnis erreicht werden, wenn auch durchaus nicht alle Fragen restlos geklärt sind.

Die allgemein vorherrschende Ansicht über die Entstehung der Kohle ist die, daß die Steinkohle das Endprodukt eines langen, stetig verlaufenden Umwandlungs- bezw. Zersetzungsprozesses von Organismen, d. h. Lebewesen darstellt, die sowohl tierischer als auch pflanzlicher Natur waren.

Bevor man zu dieser Erkenntnis gelangte und sie durch genaue Untersuchungen sicherstellte, waren eine Reihe von Hypothesen und Theorien aufgestellt, von denen nur einige angeführt werden sollen, um den geschichtlichen Werdegang zu zeigen.

1544 glaubte Agricola und später Webster und Butigny, daß die Kohle aus Erdöl entstanden sei. 1592 verfochten Val. Cordus und Balt. Stein ihre Entstehung aus fossilem Holz. Im 16. und 17. Jahrhundert hielt man die Kohle für eine Bildung aus unterirdisch lebenden Pflanzen und 1796 dachte man sich die Kohle als Umwandlungsprodukt vulkanischer Auswürfe. Schon 1760 hatte Degener dem Torf seine Entstehung aus Pflanzenmaterial zugesprochen. Beroldinger schloß sich dieser Ansicht an und erklärte, daß durch allmähliche Umwandlung von Pflanzenmaterial der Torf nacheinander in Braunkohle und Steinkohle übergehen könne. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts kam dann immer mehr die Ansicht auf, daß die Kohlensubstanz im wesentlichen aus Meerespflanzen, den sogen. Tangen, entstanden sei. Eine Reihe von Forschern, wie Bischof und Mohr, wandten sich gegen diese Theorie, die später wieder von Reinsch verfochten wurde, welcher auf Grund seiner mikroskopischen Untersuchungen bestimmt erklärte, daß die Steinkohle nicht von Landpflanzen abstammen könne. Petzold und Gümbel sprachen sich gegen diese Ansicht aus und zeigten, daß ohne Zweifel Landpflanzen an der Kohlenbildung beteiligt sein müßten. In bester Weise hat 1910 H. Potonie die Bildung der Kohle aus Pflanzenstoffen erklärt. Seine Theorie im Vereine mit den neuesten Untersuchungen von Franz Fischer und seinen Mitarbeitern am Kohlenforschungsinstitut in Mülheim-Ruhr hat sich trotz zahlreicher Angriffe bis heute glänzend bewährt und zur allgemeinen Anerkennung durchgerungen. Nach H. Potonies Theorie gehört die Steinkohle zu der Gruppe der Kaustobiolithe, die wieder in ihre drei Untergruppen: 1. die Sapropelithe (sapros = faul, pelos = Schlamm, ites = abstammend), 2. Humusgesteine, 3. die Liptobiolithe (liptos = zurücklassen) zerfällt. Sapropel (Faulschlamm) entsteht durch Anhäufung abgestorbener echter Wasserorganismen oder Reste derselben, soweit es sich um die brennbaren Teile handelt. Die echten Wasserorganismen (Tiere wie Pflanzen) sind durch einen höheren Fett- und Eiweißgehalt ausgezeichnet, welcher ihren Unterschied von Humus bedingt, der aus den brennbaren kohlenstoffhaltigen Bestandteilen besteht, die bei der Zersetzung von Sumpf- und Landpflanzen, welche durch einen hohen Kohlenhydratgehalt ausgezeichnet sind, zurückbleiben. Liptobiolithe sind Wachs- und Harzteile, die infolge ihrer schweren Zersetzlichkeit nach der Verwesung von Pflanzen, die diese Stoffe enthielten, übrigblieben. Fragen wir uns nun, welche Vorgänge in der Natur zu diesen Produkten geführt haben, so finden wir bei einigem Studium als Ursache Prozesse, die wir täglich Gelegenheit haben, zu beobachten, nämlich: Verwesung, Vermoderung, Vertorfung und Fäulnis. Unter Verwesung versteht man eine Zersetzung organischer Stoffe bei vollem Luft- bezw. Sauerstoffzutritt, wobei nichts Festes, also keine festen kohlenstoffhaltigen Verbindungen zurückbleiben, die irgendwie ein Kohlenlager zu bilden imstande wären. Die Verwesung stellt also eine durchgreifende Zersetzung dar, bei der alles in gasförmige und nichts in feste oder flüssige, brennbar bleibende Produkte übergeht. Die wichtigsten und fast ausschließlich die einzigen Zersetzungsprodukte bei der Verwesung sind: Kohlendioxyd und Wasser. Einzelne Lebewesen oder Teile derselben wie beispielsweise das Lignin, Protoblasma oder Harze vermögen der Verwesung lange standzuhalten; unter günstigen Umständen können auf diese Weise Liptobiolithe erhalten bleiben. Die Vermoderung stellt einen Zersetzungsprozeß bei nicht hinreichendem Luft- bezw. Sauerstoffzutritt dar. Eine Zerlegung in Wasser und Kohlendioxyd kann also nur bis zu einem bestimmten Grad stattfinden, während ein Teil an kohlenstoffhaltiger Substanz zurückbleiben muß. Diese festen zurückbleibenden Humusstoffe nennen wir Moder. Die nächst häufige Zersetzungsform ist die Vertorfung. Hierunter verstehen wir die Zersetzung organischer Bestandteile zunächst bei vollem Zutritt von Luftsauerstoff; allmählich wird dieser durch das Anhäufen abgestorbener Pflanzen mehr und mehr abgeschnitten, bis schließlich Luft- bezw. Sauerstoffabschluß eintritt und dann die Vertorfung übergeht in Fäulnis, die als Zersetzungsvorgang unter völligem Luftabschluß definiert sein soll. Wie schon aus dem Uebergang dieser beiden Zustände ineinander zu ersehen ist, spielen sich die vier Prozesse fast niemals getrennt in der Natur ab, sondern es sind stets größere oder kleinere Uebergänge zu beobachten. So kann unter Umständen die Vermoderung allmählich in Vertorfung und diese in Fäulnis übergehen. Bei diesem Uebergang geht dann Hand in Hand eine ständige Anreicherung von Kohlenstoff oder besser Kohlenstoffverbindungen, welchen Prozeß wir zweckmäßig mit Gümbel als Inkohlung bezeichnen wollen. Genauer verstehen wir unter Inkohlung das langsame Weiterschreiten einer Selbstzersetzung, die durch lebende Organismen, Bakterien eingeleitet ist; bekanntlich werden fast alle Zersetzungsvorgänge in der Natur durch Bakterien hervorgerufen. Von dem Prozeß der Inkohlung ist die Verkohlung zu unterscheiden, der Holz- oder Pflanzenteile anheimfallen können, die aber dann noch ihre Pflanzen- bezw. Holzstruktur erhalten. Die Steinkohle ist kein Kohlenstoff, sondern ein Gemenge von festen Kohlenstoffverbindungen, denn bekanntlich lassen sich alle Steinkohlen bei einer gewissen Temperatur zum Schmelzen bringen und in verschiedenen chemischen Lösungsmitteln vollständig auflösen, was bei den gleichen Verhältnissen mit reinem Kohlenstoff unmöglich ist.

Von der Inkohlung ist weiter zu unterscheiden die Bitumenierung. Unter Bitumen versteht man den Gehalt eines Gesteins an Destillierbarem; die Bitumenierung stellt in gewissem Sinne eine Inkohlung dar, bei der es sich um Zersetzung von Trieren oder echten Wasserpflanzen handelt, welch letztere wegen ihres hohen Fett- und Eiweißgehaltes den Tieren ähneln. (Vergl. Oelalgen.) Bei der Bitumenierung müssen somit Produkte entstehen, die gasreicher sind als die echten Humuskohlen.

1. daß sie nach wie vor darauf bestehen, dem Peter Goergen die Gemeindeanteile zu versagen unter den früherhin dem Herrn Souspräfekten überreichten Gründen, die er selbst als stichhaltig befunden hat. 2. Daß es durchaus kein Grund von seiten des Goergen ist, wenn er sich darauf stützen will, zu Futterrequisitionen herangezogen worden zu sein, so man bedenkt, daß er nicht als Gemeindebürger, sondern als Besitzender von der Requisition getroffen wurde. 3. Der Wildscheiderhof ist mindestens 3 Klm. von der Gemeinde entfernt. Er muß also als ein Dörfchen angesehen werden, da er seinen von der Gemeinde völlig abgetrennten Bann und Grund hat. 4. Daß der Peter Goergen Unrecht hat, wenn er behauptet, er trage Anteil an den Gemeindelasten; denn er hat bis zur Stunde davon nichts getragen, da er zu weit von der Kommune entfernt lag. Niemals habe er noch wie seine Vorgänger teilgenommen, weder an den Instandsetzungen der Gemeindewege, an der Unterhaltung der Brunnen, noch am Bau und den Reparaturen der Kapelle und des Hirtenhauses.

So wird der Herr Unterpräfekt zuerst dies alles betrachten und erwägen nach Recht und Billigkeit und wird erkennen, daß Peter Goergen wahrhaftig dieses Jahr keinen rechtlichen Anspruch mehr darauf hat, seine Kommunalansprüche zu stellen, als in den beiden vergangenen Jahren, in denen er sich bereits an den Herrn Souspräfekten gewandt hatte.

So gemacht im Gemeinderat zu Honzrath am 17. März 1813. (Es folgen die Unterschriften. Einem der Gemeindeväter geht aber noch die Schreibkunst ab, und er hat unter die von einem andern für ihn gegebene nominelle Namensunterschrift sein „hand + zeichen", also ein Kreuzchen, gemacht.)"

Unter Hinweis darauf, daß bereits Goergens Gesuch im August 1811 nach breiter Behandlung durch Präfekturbeschluß abgelehnt worden sei, und daß in der Neuaufrollung der Angelegenheit nicht im geringsten ein neues Motiv für andere Behandlung enthalten sei, gibt der Souspräfekt die Sache wieder nach Metz zum Präfekten weiter, mit der Meinung, das Präfekturalurteil vom 24. August 1811 sei aufrechtzuerhalten.

Wiederum läßt der Prefect de la Moselle in Metz eine Arrete unterm 23. April los. Die Entscheidung entspricht vollkommen derjenigen der Vorinstanz. „In Erwägung, daß der besagte Goergen uns dieselbe Bitte 1811 vorgelegt hat, wo wir, da er sich angeboten hat, die Gemeindelasten mitzutragen, entschieden haben, daß, da die Kommunalbesitzungen der Gemeinde Honzrath unterschieden sind von denjenigen des Wildscheiderhofes, auch bei Wiedervereinigung des Hofes mit der Gemeinde keineswegs für die Hofbewohner das Recht entstände, zu der Nutznießung der dem Hauptort gehörigen Güter zugelassen zu werden, und daß dieser Ausschluß aber anderseits dennoch nicht davon befreie, mit denjenigen kommunalen Lasten bedacht zu werden, die die Landesregierung (l'administration) bestimme, so sind Einquartierung von Kriegsvolk, Requisitionen, Feldhütersold usw., daß sie einzig und allein von den Lasten befreit seien, die relativ mit der Nutznießung der Gemeindegüter in Zusammenhang ständen."

Nach dieser Wiederholung des interessanten Rechtsspruches von 1811, wird die Entscheidung fast mit den Worten des Souspräfekten gefällt. (Es sei hier eingefügt, daß, wo an der Stelle im ersten Teil der Abhandlung von feindlichen Truppen die Rede ist, es sich natürlich um preußisches Militär handelt.)

Mit dieser Entscheidung hatte nun die französische Verwaltungsjustiz den zähen Staatsuntertanen, der nichts als ein derber, preußischer Förster war, die Omnipotenz des heiligen Bürokratius fühlen lassen, und zwar um die Zeit, wo aus dem Osten den lange vergewaltigten Rheinländern schon das Morgenrot der Freiheit hinter dem sinkenden napoleonischen Stern in Rußlands Eisfeldern zu leuchten schien. — Als nun glücklich nach Beendigung des Krieges auch „das Tal" wieder dem Mutterlande einverleibt worden war, suchte der selbstbewußte Waldmensch erneut die kleine Politik der engen Heimat, nach geglückter großer, durchzufechten. Seine Heimat gehörte nun zum Kreise Merzig, der von einem landrätlichen Kommissarius verwaltet wurde, bis die definitive Verwaltung eingerichtet war. Aber die vielseitige Inanspruchnahme der neuen Verwaltung ließ noch keinen Fortschritt zu, und gestützt auf den Entscheid der Präfektur von 1811 und 1813, wurde Goergens Gesuch vom 2. 9. 1816 wiederum ablehnend beschieden. Die Antwort lautet:

„Dem Revier Förster Peter Goergen und dem Wildscheiderhof bei Honzrath wird auf die Eingabe vom 2. Sept. ds. Js. um Bewilligung der Theilnehmung an den Honzrather Gemeinde Güthern namentlich an der Holztheilung hiermith zur Resolution ertheilt, daß diesem Ansuchen aus denselben Gründen nicht zu willfahren stehe, aus welchen Solches von dem Präfekten zu Metz mittelst der Beschlüsse vom 24. August 1811 und 23. April 1813 abgeschlagen wurde, und daß bey letzterem sein Bewenden behält. Der Landräthliche Kommissarius gez. Werner."

Ein Begleitschreiben sagt: „Dem Bürgermeister zu Haustadt zur Kenntnisnehmung und Aushändigung an Supplikanten — unter Rücksendung der Vorakten. Merzig, den 25. 10. 16." Unterschrift wie oben.

Wie muß ein echter, preußischer Förster bei solchem Bescheid gewettert haben, wo er doch sicherlich erwartet hatte, daß die Lotterwirtschaft nur französisches Nationalgut sei! — Aber vielleicht kam auch ihm das Verständnis dafür, daß in den ersten Zeiten der Umstellung einer großen Gebietsverwaltung so manches noch beim alten bleiben müsse. — Aber locker ließ er nicht, und die gerechte Regelung blieb nicht aus. Am 26. November 1833 brachte die Regierung zu Trier auf erneute Eingabe Goergens an den Landrat zu Merzig, der in sehr einsichtiger Weise das Gesuch Goergens befürwortete, die Regelung zugunsten des Wildscheiderhofes. Die Abschrift an den Bürgermeister zu Haustadt lautet: „Mit Ihren, im Berichte vom 22. ds. Mts. geäußerten Bedenken über die Gesetzlichkeit der Präfekturbeschlüsse in Betreff der Zulassung der Bewohner des Wildscheiderhofs zu den Gemeinde Nutzungen von Honzrath sind wir durchaus einverstanden.

Schon aus dem Gesetze vom 22. Primaire J. VIII geht hervor, daß Jedermann, der im Inlande geboren und nach zurückgelegtem 21. Jahre in die Bürgerliste (Klassensteuerliste) seines Wohnortes eingeschrieben worden, sobald er 1 Jahr lang sich im Inlande aufgehalten hat, als Bürger und Staatsunterthan angesehen werden soll und als solcher ist er einerseits zu der Theilnahme an den Gemeindelasten seines Wohnortes verpflichtet, anderseits aber auch nach einem Jahre zum Mitgenusse der Gemeindegüter berechtigt, bei deren Vertheilung nur der Besitz einer Feuerstelle, zufolge des Staatsrats-Gutachtens vom 12. April 1808 in Betracht kömmt. (cf. Präf. Beschl. v. 4. Jan. 1810 Journ. du Depart. de la Sarre 1810 Nr. 2.) — Hat man nun den zur Gemeinde Honzrath gehörigen Wildscheiderhof bisher zu den Gemeindelasten nicht herangezogen, so hebt dies die gegenseitigen gesetzlichen Ansprüche keineswegs auf, und keiner Feuerstelle, keinem seßhaften Familien Vorstande, der die obigen gesetzlichen Requisiten erfüllt, wird die Theilnahme am Brandholze pp. versagt werden dürfen. Sie wollen hiernach die Bittstellerin, deren Gesuch nebst den übrigen Anlagen zurückfolgt, bescheiden und den Bürgermeister anweisen, die Bewohner des gedachten Hofes gleich andern Gemeindegliedern zu den Gemeindelasten, Wegbauten usw. heranzuziehen und zu den Nutzungen, namentlich dem Looshölze, künftig zuzulassen. Trier, den 26. Nov. 1833. Kgl. Reg. Abthlg. d. Innern. gez. v. Gartner. An den Herrn Landrath in Merzig." — Damit endlich, nach drei

Jahrzehnten, war dieser kommunale Rechtsstreit gerecht entschieden. Hochinteressante Schlaglichter auf ihre Zeit hinterlassen die Akten. — Vor allem scheint mir eine Feststellung sehr wichtig, die Verwickelung nämlich, die durch das Unvermögen der Verwaltung, ihre Untertanen zu verstehen, in der Franzosenzeit in die rechtliche Behandlung aller Angelegenheiten getragen wurde, fernerhin der Mangel an Prüfungsinteresse bei den obersten Instanzen. Da Goergen der Präfektur gegenüber dauernd behauptet, vollkommen an den Gemeindelasten beteiligt zu sein und die Gegenseite das Gegenteil, wäre es wahrhaftig Pflicht der höheren Verwaltung gewesen, den Sachverhalt zu prüfen! — Aber durch wen? Wieder durch Leute, die mit ungenauem, fehlerhaftem französischem Satze die Sache noch komplizierter für den Herrn Soup…en gemacht hätten, als sie es durch die schaukelnde Ver…etschung schon war! — Und dann vor allen Dingen welch ein Unterschied damals zwischen der deutschen Verwaltungsrechtlichen Auffassung und der französischen überhaupt! Dies eine Exempel besagt alles!

Dazelches aus Bäres.

Von R. Lemier.

1. Anschauliche Grubenfahrt.

Zu Kleinrosseln war ein Grubenunglück geschehen. Der Maschinist ließ den Teufenzeiger einen Augenblick außer acht, und so fuhr die eine Förderschale in den Sumpf hinab. Die andere hing zerquetscht unter dem Dachgerüst. Auf gar mannigfache Art kann der Bergmann verunglücken. In früheren Jahren arbeiteten die meisten Bergleute meines Heimatsortes auf der genannten Grube. Vielfach gings am Sonntag abend mit der Ledertasche, im Grubenanzug und einem kräftigen Bergstocke den mühevollen Weg über Differten-Ludweiler nach Rosseln. Im Schlafhaus oder auch im Privatquartier fand man nach der Schicht Unterkunft und Kost. Der Samstagnachmittag vereinte nach schwerer Woche alle wieder im trauten Familienkreise. Da wurden denn die Ereignisse, guter wie böser Art von hüben und drüben erzählt. Bei Schilderung obigen Grubenunglückes zeigte Kätt, die Frau eines alten, ehrsamen Berufers, besonders innige Anteilnahme und drang in ihr Ehegespons, daß er ihr doch einmal recht anschaulich eine solche Grubenfahrt mit deren Gefahren zeige. „Ja", sagte der Alte, „Kätt, eich well dir das alles richdig weisen!" Gesagt, getan!

In der Scheune wurde das lange Heuseil über einen Querbalken gelegt, und ein großer, langer Korb an dem Seilende befestigt. An dem anderen Ende hielt unser Bezipfelmützter den Strang. „Glück auf!" und Kätt bestieg die Förderschale — hier also das Weidengeflecht. Immer höher stieg der Förderkorb — bis er endlich an dem Balken landete. „Kätt, dat wor 'n glecklich Fahrt. Achdung!" — so rief der Maschinist am Seile unten, — „jetza kommt et Ongled!"

Blitzschnell sauste der Korb hinab; der Schelm ließ los, und im Bruchteile von Sekunden langte Kätt unten bei ihm an — empfangen mit den Worten: „Siescht d' Kätt, so kann der Bergmann verongleckeu!" Kätt hatte dies reichlich nun erfahren; denn außer dem Schrecken bei dieser sinnberaubenden Schnellfahrt hatte sie noch einen Arm- und Beinbruch davongetragen. Wochenlang mußte Kätt infolge dieser unglücklichen Fahrt das Bett hüten und verlangte nie mehr nach einer solchen.

2. Auf Nickelsloch.

(Ebbes, wat ma net vagißt.)

Das alte Knabenschulhaus, dicht an der Kirche gelegen, nahm uns auf. Ehrfurchtsvoll schauten wir Knirpse zu den Riesen der Oberklasse hinauf; denn manche derselben hatten eine solche Leibeslänge, welche diejenige des Lehrers noch beträchtlich übertraf. Sich die Gunst dieser Helden zu erwerben, war nicht so einfach. Gar mancher Glimmstengel und manche Schachtel Streichholz mußten gespendet werden, wenn man an ihren Zügen teilnehmen wollte. Einmal durfte ich mitgehen. Ein Dutzend dieser stämmigen Burschen stürmte nach Schulschluß mit ihren Holzkästen als Schulranzen an der Kirchhofsmauer — an der „Höll" vorbei und in wenigen Minuten war eine gefährliche Stelle erreicht. Nickelsloch! Hinter der Zillgen'schen Wirtschaft fällt ein Felskoloß, wohl 20 Meter hoch, schroff nach der Talseite ab. An diesem glatten Felsen rücklings angelehnt — die Hände anklachend, gings nun Fuß um Fuß auf einem vielleicht 10—15 Zentimeter breiten Pfade. Daneben gähnte wieder eine schauerliche Tiefe. Ja, wenn der Wahnersch Peter dort seinen Kirmessturz getan hätte, dann wäre von seiner leiblichen Gestalt auch kein Knochen mehr heil geblieben. Es war ein regnerischer Tag.

Nach Minuten höchster seelischer Erregung war die glitschige Passage endlich genommen. Noch heute schwinden einem fast die Sinne, wenn man dies gefährliche Wagestück überdenkt. Wir sind glücklich auf Nickelsloch.

Der mächtige Sandsteinfelsen ist ganz unterminiert. In den dunkeln Winkeln dieses Höhlengewölbes suchen Fledermäuse, Eulen und anderes Getier einen Unterschlupf. Bald flackert ein lustiges Lagerfeuer auf — u. nun gehts auf die Jagd. Dutzende von Flattermäusen und gar manches Käuzchen werden erbeutet von den Großen. Nachdem dann noch mit einer Zigarre alle ihre Rauchgelüste befriedigt — ich mit negativem Erfolge — sind mehrere Stunden vergangen. Daheim wartete man meiner. Eine gehörige Tracht Prügel gab es und nur einmal hat es mich getrieben zu schauen, — wie es auf Nickelsloch aussieht.

Drei Sankt-Oranna-Pilger.

J. Zillgen in Bitburg.

Oft, wenn ich an „Dorannertag" und die „Bäreser Kirw" denke, steigen neben vielen anderen Gestalten besonders drei arme Schlucker in meiner Erinnerung auf. Es sind ein blinder Gitarresänger, der „Berweiler Jokel" und der „Staiser Hans".

Der blinde Sänger, ein bereits Ergrauter, den ich sonst nicht weiter kannte, war immer begleitet von einer auch schon älteren Tochter. Man konnte ihn jahrelang im Gastzimmer des Orannahofes oder unter den Nußbäumen vor dem Hofe seine Gitarre spielen sehen, zu der bald er, bald die Tochter, bald beide zusammen ihre schönen, meist wehmütigen Lieder sangen. Wie lauschten da die so teilnehmend mitfühlend Landleute, und wie gerne legten sie ihr Scherflein in des Blinden Hut, wenn die Lieder erklangen „An einem Fluß, der rauschend schoß", „An der Quelle saß der Knabe", „Fern im Süd das schöne Spanien", „Nach Sibirien muß ich jetzt reisen" u. a. Und wenn der gute Alte erst das Lieblingslied meines Vaters anstimmte: „Freund, ich bin zufrieden, geh es, wie es will", dann hätte ich am allerliebsten mit meiner hellen Knabenstimme mitgesungen.

Der „Berweiler Jokel" war ein geisteskranker Bettler. Er war Junggeselle und muß in seiner Jugend ein schöner, stattlicher Mann gewesen sein. Er hatte zwei „conges" hinter sich (d. h. 2 mal 7 Jahre gedient) und hätte sich noch zu einem dritten verpflichtet, wenn er nicht (wahrscheinlich infolge einer Verwundung oder eines Schreckes" „dohrtig" und damit dienstunfähig geworden wäre. So schickten ihn die Franzosen heim und überließen ihn dem Mitleid der Nebenmenschen. Der Jokel hatte bei Sebastopol, bei Magenta und bei Solferino, also in der Krim und in Italien, unter dem dritten Napoleon wacker gekämpft. Ein Schuß durch das rechte Handgelenk hatte ihm Zeige- und Mittelfinger steif gemacht, und so war der arme Kerl, der jedenfalls auch schon in gesunden Tagen nicht allzugerne gearbeitet hatte, zu nichts brauchbar. Er konnte nur wenige Augenblicke einen Gedanken verfolgen, fing dann plötzlich an zu lachen. Bei der Erinnerung an die mitgekämpften Schlachten erstrahlte sein Gesicht. Man sah ihm dann den alten Soldatenstolz an. Aber

schon nach ein paar Worten lachte er närrisch und schwatzte das sinnloseste, kunterbunteste Zeug. Der Jokel war bei seiner Verrücktheit völlig harmlos, tat keinem Kinde je was zuleide und fand überall mitleidige …eber. Wenn er „foddern" (fordern, betteln) ging, schlief er des Nachts in den warmen Ställen der Bauern auf Stroh und bei mildem Wetter im Freien. Der St. Orannahof war sein Hauptstandquartier; dort fand er immer Unterschlupf und eine gefüllte Schüssel. In Berus nahm er immer Nachtlager beim Kaasenphilipp. Den „Balts vom Dorannerhof" und den „Kaasenphilipp" liebte der arme Narr als seinen größten Wohltäter, das merkte man in seinem zusammenhanglosen Geschwätz, denn da kehrten die Namen dieser beiden häufig wieder. Der Jokel starb ziemlich bejahrt.

Der Staiser Hans war aus Felsberg, das in der Umgegend wegen seiner steilen Bergstraße kurzweg die „Staif" (Stei, Steige) heißt. Auch er war ein alleinstehender, armer, harmloser, frommer Narr. Mehrmals im Laufe des Jahres machte der schon ältliche Mann seine Wallfahrt nach „Dorannen", aber stets allein. Am Orannatage selbst fehlte er zeitlebens nie. Mit lauter Stimme, so daß man ihn schon von weitem hören konnte, betete er während des anderthalbstündigen Weges für sich allein den großen Rosenkranz, den er in der Hand langherabhängend trug, ab und fügte eine Orannalitanei hinzu, die er sich selber machte und in die er alle Begehren, die er hatte, hineinlegte. Die beiden steilen Berge, der Beruser Berg und Stäres, ermüdeten ihn dabei so, daß er nur mit Anstrengung seine Gebete hervorstoßen konnte, und doch vermied er den bequemeren Weg an Ittersdorf vorbei, weil er dem Heilande auf seinem Leidensgange ähnlich sein wollte. Hans ließ sich auf seinem schweren Pilgergange durch nichts, was auch um ihn vorgehen mochte, aus seiner Andacht bringen. Auf dem Rückwege gab ihm jedermann gern, was er begehrte. Sonst sprach er selten jemand an, da er für gewöhnlich von seinen Felsbergern genügend versorgt ward. Als der „Staiser Hans" zum ersten Male am St. Orannatag ausblieb, wußte man in Berus, daß er tot ist. Aber er ist bei uns Alten ebensowenig vergessen wie der Berweiler Jokel.

Der St. Orannahof.

Der „Dorannerhof" liegt neben der Orannakapelle inmitten von Obstbäumen, von denen besonders die Nußbäume in aller Buben Erinnerung sind, weil in deren Schatten sich ein Teil des „Dorannertages" abspielt. Vor einigen vierzig Jahren brannte der mit Heu und Feldfrüchten gespickte Hof ab. Ehe Hilfe aus den benachbarten Dörfern zur Stelle sein konnte, stand alles in lichterloher Flamme. Das Vieh schafften die Hofleute mit Mühe heraus. Als die Spritzen anfuhren, war bald der tiefe Ziehbrunnen leer, und die Wagen mit Bütten und Wasserfässern, die auf dem Eschweilerhof und in Berweiler gefüllt wurden, lieferten nur „einen Tropfen auf den heißen Stein". Es blieb den Hilfeleistenden schließlich nichts anderes mehr übrig, als die brennenden Trümmer sich selbst zu überlassen und dem verheerenden Elemente tatenlos zuzuschauen. Ich stand neben einer Gruppe Männer. Darunter war auch ein biederer Bauersmann aus Berweiler. Weil nun aber ein rechter Bauer niemals untätig sein kann, mußte der Mann doch wenigstens etwas tun. Gewohnheitsmäßig stopfte er also sein Pfeifchen, um mit „Dämpen" die Zeit zu vertreiben. Er durchsuchte dann alle Taschen, fand aber weder Feuerstein noch Fixholz. Der Zufall wollte es, daß auch keiner der Umstehenden ihm dienen konnte. In dieser Not platzte der Hilflose in unverfälschter Lothringer Mundart heraus: „Zum Deixel! Bei allem Füer hat mer noch nimmol Füer for in de Piff."

Der Hof wurde wieder aufgebaut und verblieb nach dem Tode des alten Balts in seiner Familie, führt deshalb auch noch nebenbei den Namen „Baltsen Hof". Der Besitzer hat die Erlaubnis zum Ausschank. An den Wallfahrtstagen ist viel Besuch da, sonst ist es das Jahr hindurch still. Während der Erntezeit holen sich die Feldarbeiter mal gerne etwas Flaschenbier aus dem kühlen Keller. Bei großer Hitze hängt der Hofmann, da er kein Eis haben kann, die Bierkiste an einer Kette in seinen tiefen eiskalten Ziehbrunnen. Dieses vorbildliche Beispiel eines sorgsamen Wirtes verdiente Nachahmung überall da, wo man den Gästen „Eulenpitz" oder „Bierjauche" versetzt.

Bucherbach.

Gegenüber dem Bahnhofe Köln liegt auf dem linken Ufer des Kellerbaches die Ruine einer alten Burg, die Ruine Bucherbach. Als Mittelpunkt des herrschaftlichen Sitzes der Grafen von Saarbrücken im „Kolredal" wurde zu Anfang des zwölften Jahrhunderts hier eine Burg erbaut. Sie war von breiten und tiefen Wassergräben eingeschlossen, die aus dem Köllerbach gespeist wurden und ihr eine für die damalige Zeit nicht geringe Stärke verliehen. Von den vier Verteidigungstürmen an den vier Ecken ist einer vollständig verschwunden, von den drei andern sind heute noch Mauerreste vorhanden. Zum ersten Mal wird die Burg urkundlich erwähnt, als im Jahre 1334 der Graf Johann von Saarbrücken sie mit der ganzen Grafschaft an den Erzbischof Balduin von Trier verpfändete. 1412 erhielt die zweite Gemahlin des Grafen Philipp I. aus dem Hause Nassau-Saarbrücken das Schloß Bucherbach, das wieder in den Besitz der Saarbrücker Grafen gekommen war, als Witwensitz. Die Bedeutung der Burg in Kriegszeiten zeigte sich im Kampfe des Grafen Johann III. von Saarbrücken mit dem Herzog Ludwig von Zweibrücken, der im Jahre 1471 ins Köllertal einfiel und viele Dörfer zerstörte.

In der Burg wohnte später ein gräflicher Kellner, der die Verwaltung des Köllertaler und Heusweiler Hofes leitete. Da im Laufe der Zeit die Burg sehr schadhaft geworden war, ließ der Graf Philipp II. sie im 16. Jahrhundert wieder herstellen. (Die Zeichnung zeigt das Schloß, wie es nach der Wiederherstellung im Jahre 1550 aussah.) Graf Philipp ließ auch eine Schäferei für die Burg einrichten. Ein kleines Wiesental in unmittelbarer Nähe der Burg am Eingang des Dorfes Engelfangen heißt noch heute die Schäferei. Die Burg Bucherbach und ihre ganze Umgebung haben die Schrecknisse und Leiden des 30jährigen Krieges zu kosten bekommen. Die entsetzlichste Zeit hatten die Bewohner als Philipp Kratz von Scharfenstein dort hauste. Höfe, Mühlen und andere Besitzungen wurden zerstört und verbrannt und auch in das Schloß die Brandfackel geworfen, nachdem di[e] tapferen Verteidiger unter Eberhard von Rittenhofen na[ch] langem Widerstand überwältigt und niedergemetzel[t] waren.

Das Schloß, für die Grafen von Saarbrücken nun wertlos geworden, kam im Jahre 1630 als Lehen an den Oberamtmann Philipp Georg von Piesport, zu dem Lehen gehörten Schäfereien, viele Wiesen und Felder, auch die Fronden der Untertanen im Köllertaler und Heusweiler Hofe; ferner ein großer Wald. Nach dem Aussterben der Familie Piesport kam das Lehen an den Grafen von Saarbrücken zurück, der wieder Pächter einsetzte. Noch 1767 gehörten zu dem Hofe 47 Morgen Gärten und Wiesen und 240 Morgen Ackerland, das Schloß selbst aber verfiel immer mehr, und die Dorfbewohner benutzten die Steine der Burg zum Hausbau. In der französischen Zeit um die Wende des 18. Jahrhunderts wurde der Hof von dem Gutsbesitzer Wahlster in Vietschied erworben und kam dann an die Saarbrücker Familie Schmidtborn. Von den Erben dieser Familie wurde das Gebiet der Burg in diesem Jahre von der Gemeinde Engelfangen erworben; mit dem Erwachen besserer Zeiten wird um die Ruine als Mittelpunkt ein ganzer Ortsteil von Engelfangen erstehen.

R. — Nach „Kniebe".